



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Die Hörigkeit der Frau.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Stettin) — und ihnen außer den angegebenen Strassachen auch diejenigen Civilrechtsfälle zuweist, bei denen nautische Sachkunde unentbehrlich ist, und wenn man ihre Mitglieder sonst in Anspruch nimmt, so oft eben diese Sachkunde den regierenden oder gesetzgebenden Gewalten fehlt. Etwa übrigbleibende Mußstunden werden uns dann mit der Zeit vielleicht zu einem Stück nautischer Literatur verhelfen, mit der wir hinter den großen seefahrenden Völkern nicht allein, sondern selbst hinter den kleinen, wie Holland oder Dänemark, bisher erheblich zurückgeblieben sind.

### Die Hörigkeit der Frau.

The subjection of women by John Stuart Mill. London 1869. Die Hörigkeit der Frau von J. St. Mill, aus dem Englischen übersetzt von Jenny Hirsch. Berlin 1869.

Diese Blätter haben mit warmem Interesse die Bestrebungen unserer Tage verfolgt, das Loos der Frauen zu verbessern, Unbilligkeiten der Gesetze und der Sitte zu beseitigen, unter denen sie noch leiden, und ihnen neue Berufswege zu eröffnen. Es muß daher die Aufmerksamkeit derselben erregen, wenn einer der ersten Nationalöconomen und Philosophen der Gegenwart das Wort in dieser Sache nimmt. Freilich können wir dabei von vornherein das Bedenken nicht unterdrücken, daß Mill schon in seinem epochemachenden Werke über politische Deconomie sich in manchen Punkten socialistischen Auffassungen zuneigte, daß er mit seiner kurzen parlamentarischen Thätigkeit, trotz der scharfen logischen Beredsamkeit, mit der er mehrmals Disraeli's doppelzüngige Tactik siegreich angriff, thatsächlich Fiasco gemacht hat und daß er namentlich zuletzt in der irischen Landfrage mit einem wilden agrarischen Project hervortrat, dem es wesentlich zuzuschreiben ist, daß er in den vorjährigen Wahlen seinen Sitz für Westminster verlor. Diese Bedenken gegen Mill's staatsmännische Begabung aber können durch sein neuestes Werk nur gesteigert werden und wir glauben, daß dasselbe der Sache, die es vertritt, mehr Schaden als Nutzen bringen wird.

Er schildert uns den Zustand der Frauen in unserer civilisirten Gesellschaft als den vollständiger Sclaverei, er faßt ihre Unterordnung unter die Männer als planvolle Unterdrückung auf, die von Adams und Evas Zeiten bis auf diese Tage dauert; es ist ein Despotismus, der sich nicht wie die Leibeigenschaft oder Sclaverei auf einzelne Länder beschränkt, sondern der die

ganze bewohnte Erde umfaßt. Das Weib wird keinen Augenblick ihre Ketten los, sie ist durch die lange Knechtschaft so herabgewürdigt, daß sie ihrer eigenen Erniedrigung nicht mehr bewußt ist, ja selbst ihre Fesseln liebt. Sie weiß nicht einmal mehr, was sie wünschen soll, sie hat so wenig Gelegenheit gehabt, ihre wahre Natur zu entwickeln, daß wir gar nicht sagen können, was sie leisten kann.

Wir glauben zu träumen, wenn wir diese in den stärksten Farben aufgetragene Schilderung lesen; wo ist die Welt, fragen wir unwillkürlich, wo der eine Theil des Menschengeschlechts so herabgewürdigt wird? Spricht der Verfasser nicht vielleicht bloß von den orientalischen Frauen, deren Lage in der Erniedrigung des Harems verfließen oder von den indischen Sqaws oder von irgend einem anderen uncivilisirten Lande, wo eine Claverei herrscht, schlimmer als die des Dunkel Tom, der doch nach vollendetem Tagewerke in seiner Hütte Herr über seine Zeit war, während das Wesen, das Mill uns schildert, in keinem Augenblick seines Lebens das lastende Joch abschütteln kann? Aber nein, dies irdische Pandämonium ist die christlich-civilisirte Welt, in der wir alle leben, und der Verfasser belehrt uns, daß aller Glanz und Reiz, der vor unseren Augen die weibliche Welt umgibt, Trug ist: die Ketten mögen mit Rosenkränzen umwunden sein, aber es bleiben Ketten. Mit solchen Uebertreibungen (*overstating the case* nennt es der Engländer) schadet man freilich seiner Sache nur, weil man sich mit der jedem Auge offen liegenden Wirklichkeit in zu starken Widerspruch setzt; indeß wir sind es von der irischen Landfrage her gewohnt, daß Mill die Farben nicht schont, wir wollen deshalb nicht mit ihm rechten und nur prüfen, welcher Kern von Wahrheit seiner Auffassung zu Grunde liegt. Und hier stoßen wir gleich auf einen Punkt, der zu merkwürdig ist, um ihn zu übergehen. Mill beansprucht, ein kosmopolitisches Buch zu schreiben, das die Lage der Frauen im Allgemeinen erörtern soll, und doch geht seine eigentliche Kritik von Uebelständen aus, die specifisch englischer Natur sind. Er schreibt in Avignon, seiner selbstgewählten zweiten Heimath, an die ihn das Grab seiner Frau und der milde Himmel des Südens fesseln, aber seine ganze Gedankenwelt ist in den Nebeln Altenglands geblieben, wenn er auch noch so viel gegen nationale Beschränktheit eifert. Seiner ganzen Rechtsauffassung der Ehe liegt die englische Gesetzgebung zu Grunde, die drei Punkte, welche er als für die rechtliche Ungleichheit der Frauen charakteristisch hervorhebt, passen kaum auf ein anderes Land als Großbritannien: nämlich die Schwierigkeit der Trennung einer unglücklichen Ehe, die vermögensrechtliche Unmündigkeit der Frau und ihre rechtliche Einflußlosigkeit auf das Schicksal der Kinder, soweit es von den Eltern abhängt. Was den ersten Punkt anlangt, so ist, abgesehen davon, daß es sich hier nicht um die Frauen allein, sondern um eine beide Gatten

gleichmäßig treffende gesetzliche Beschränkung handelt, auf die Klage des Verfassers zu erwidern, daß die Schwierigkeit der Trennung der Ehe in anderen Ländern keineswegs in dem von ihm geschilderten Grade besteht. Wenn bei katholischen Völkern wirkliche Ehescheidungen so selten sind, daß sie kaum in Frage kommen, so ist das meist nicht ein Fehler der staatlichen Gesetzgebung, sondern ein Resultat der Macht, welche die katholische Kirche, die die Ehe als Sacrament, also unlöslich auffaßt, noch über die Gemüther ausübt; wenn in England aus ganz anderen Gründen die Ehescheidung schwierig ist, nämlich weil der dazu nöthige Proceß so kostspielig ist, daß nur Wohlhabende ihn unternehmen können, so ist das ein practischer Uebelstand der Gesetzgebung, welcher verbessert werden kann, der aber z. B. in Deutschland keineswegs besteht. Der natürliche Schluß ist, daß die richtige Lösung dieses Problems ebenso wie das der Eheschließung nur durch die Trennung der Kirche vom Staate zu erreichen ist. Wie die obligatorische Civilehe den einzigen Weg bietet, aus dem Konflikte verschiedenartiger sittlicher und religiöser Anschauungen zu gelangen, so muß auch der Staat einseitig ein bürgerliches Ehescheidungsgesetz aufstellen, das für ihn die alleinige Norm bietet, mögen dann katholische und evangelische Kirche, Juden und Lichtfreunde die Frage der Scheidung ansehen und behandeln, wie sie wollen.

In noch stärkerem Grade gilt die nationale Beschränktheit des Verfassers bei den beiden anderen Punkten. Die Unmöglichkeit für die Frau, während der Ehe eigenes Vermögen zu besitzen, ohne daß wenigstens der Nießbrauch desselben ganz der Verfügung des Ehemannes anheimfiele, besteht in dem von Mill geschilderten Umfange weder nach dem Code Napoleon, noch nach dem preussischen Landrecht, noch in den Ländern des gemeinen Rechts. Und dasselbe gilt in Bezug auf die väterliche Gewalt; in Frankreich wie in Deutschland ist die Zustimmung der Mutter wie des Vaters zur Eingehung einer Ehe auch mündiger Kinder erforderlich; wenn in England nur der Consens des Vaters nöthig ist, so ist das eben eine englische Eigenthümlichkeit, die uns nichts angeht.

Aber die Beschränktheit Mill's ist nicht blos national, sie ist auch persönlich. Er führte eine glückliche Ehe mit einer ausgezeichneten Frau, deren Begabung sie seinen Studien mit intelligenter Theilnahme folgen ließ, aber sie konnte diesen Studien ihre ganze Zeit doch nur wesentlich deshalb widmen, weil die Ehe kinderlos war. Und überall legt Mill trotz seiner lebhaften Schilderungen des Familienlebens, unwillkürlich den Maßstab solcher geistig geförderter Frauen an, welche den besten Theil ihrer Zeit allgemeinen Interessen widmen können.

Diese nationalen und persönlichen Schranken muß man sich stets gegenwärtig halten, wenn man Mill's Klagen über die Hörigkeit der Frauen

richtig auffassen will. Indes Niemand wird verkennen, daß auch damit nicht Alles erklärt ist, daß vielmehr der ganzen Auffassung ein prinzipieller Irrthum über die Aufgabe des Weibes und über das Verhältniß der Geschlechter zu Grunde liegen muß.

Mill fordert Gleichheit für Mann und Frau, deshalb sollen alle Geseze abgeschafft werden, welche die Frauen der Autorität der Männer unterwerfen, und beide Geschlechter sollen auf den Fuß äußerlicher Gleichheit gestellt werden. Das Resultat wird, seiner Ansicht nach, zwar nicht sofort befriedigend sein, weil die Frau durch ihre lange Unterdrückung zu tief heruntergekommen ist, aber die Anerkennung der Gleichheit wird sie allmältig heben, sie wird sich ihrer Befreiung bewußt werden und sie zu brauchen lernen.

Ausgangspunkt wie Mittel scheinen uns gleich falsch zu sein. Die leichteste Aufklärung des 18. Jahrhunderts glaubte den Stein der Weisen mit dem Wort gefunden zu haben, daß alle Menschen gleich geboren seien, die Theoretiker der französischen Revolution wollten auf die Menschenrechte einen Staat bauen und brachten es practisch doch nur zur Gleichheit vor der Guillotine. Der geriebene Berliner Schusterjunge aber, welcher, wie Marcus Herz uns erzählt, auf seinen Tadel über die ungleiche Gestalt der zwei Schuhe eines Paares, antwortete: „Sie wissen wohl nicht, lieber Herr, daß es nicht zwei gleiche Dinge auf der Welt gibt“, scheint uns in diesem Punkt klüger gewesen zu sein als Voltaire und Rousseau. Nicht zwei Menschen auf dem Erdboden sind gleich und Mann und Frau sollten gleich sein, die den Stempel der Ungleichheit schon in ihrer äußeren Erscheinung so unverkennbar ausgeprägt tragen? Daß der Mann körperlich unendlich viel stärker ist als das Weib, leugnet niemand, daß die Frau ihm geistig überlegen ist, wird man doch auch nicht behaupten können, sondern höchstens, daß sie ihm ebenbürtig ist und doch sollen die Beiden gleich sein. Wenn man hundertmal alle jene Geseze abschaffen würde, welche Mill so verwerflich erscheinen, so würde die bloße äußerliche Gleichstellung doch nicht ein Jota an den Bedingungen ändern können, die durch die Natur selbst festgestellt sind. Auch bei dem allgemeinen Stimmrecht gilt die Stimme des großen Grundbesizers oder Fabrikherrn zehnmal mehr als die des Arbeiters, der von diesen abhängt. Nun aber nehme man in Betracht, daß diese Gleichstellung erzwungen werden soll nicht für Leute, die, wie es im politischen oder bürgerlichen Leben sonst der Fall ist, neben einander stehen, sondern für zwei Menschen, die durch das engste Band, welches es auf Erden gibt, verbunden und auf einander angewiesen sind; alle Geseze müssen diesem einen Umstand gegenüber ohnmächtig werden, wenn sie nicht der Natur des Verhältnisses selbst entsprechen. Dieses normale Verhältniß, für welches Mann und Weib geschaffen sind, ist die Ehe und von ihr muß jede Erörterung

unserer Frage ausgehen. Jede sittliche Auffassung der Ehe aber lehrt uns, daß die beiden Theile ungleich und eben deshalb für einander geschaffen sind. Das Gesetz, auf welchem die ganze bürgerliche Gesellschaft ruht, die gegenseitige Ergänzung individueller Mangelhaftigkeit, findet seinen höchsten und sittlichsten Ausdruck in der Ehe. Die Frau ist ein Wesen für sich, nicht eine schwächere Ausgabe des Mannes, sie sind zwei Hälften eines vollkommenen Wesens, ihre Aufgaben sind verschieden, sie können nicht Nebenbuhler sein, weil sie nicht um denselben Preis ringen, weil sie ihre Stellen nicht wechseln können.

Der Mann hat das Brod zu verdienen, die Seinen zu schützen, dem Sturm, der Hitze und Kälte zu trotzen; die Frau kann ihm darin mehr oder weniger beistehen, aber es kommen Zeiten, wo sie dazu unfähig wird, wo höhere Pflichten, die ihr der Schöpfer befohlen, sie in geheiligter Schwachheit an das Haus oder die Hütte fesseln, wo sie die Quelle neuen Lebens wird und sich vor dem Blick der Welt verbirgt. Der Mann fährt fort, für sie und das um Beide aussprießende junge Leben zu sorgen, sie hat für Haus und Kind zu sorgen, die Nahrung, die er gewinnt, zu bereiten. Wo bleibt da die Gleichheit, die unser Verfasser von der Zukunft erträumt, wo ist die Slaverei, die er in der Gegenwart beklagt? Seltsame Slaverei, die den Herrn für den Sklaven arbeiten läßt, räthselhafte Zukunft, wo der Mann vielleicht die Kinder wiegen soll und die Frau den Pflug führen, denn wo Gleichheit herrscht, da müssen doch die Rollen ohne Schaden gewechselt werden können. Wenn es in der Bibel heißt, die zwei sollen ein Fleisch sein, so ist nicht die Frau zum untern, der Mann zum höhern Wesen gestempelt, sondern es ist gesagt, daß die zwei sich der Art ergänzen sollen, daß erst beide vereint einen ganzen Menschen ausmachen. Keine Theorie wird diesen von der Natur selbst gelegten Grund ändern können, diese radicale Verschiedenheit beider Geschlechter wegzudisputiren vermögen. Möge man es nur darauf ankommen lassen, daß die begeisterte Verfechterin der Emancipation der Frauen den Mann finde, den sie wirklich liebt und alle Hirngespinnste der Schule werden vor der Macht der Wirklichkeit zerfliegen, mag sie selbst in der Ehe das Regiment führen, es werden doch Zeiten kommen, wo sie ihre natürliche Schwachheit fühlt und gesteht, daß sie von ihm abhängt. Gott selbst hat ihre Aufgaben von denen des Mannes unterschieden, sie sind nicht Nebenbuhler, sondern unzertrennliche Genossen und Gehilfen.

Der eine Stab des Andern  
Und liebe Last zugleich

wie Geibel in seinem Ehespruch sagt.

Hält man diesen Gesichtspunkt fest im Auge, so entscheidet sich auch wie von selbst die Frage nach den politischen Rechten der Frauen, speciell nach ihrem Stimmrecht, auf das Mill so großen Werth legt, daß er bei der letzten englischen Reformbill vorschlug, anstatt „Männer“ „Personen“ in das Gesetz zu setzen. So weit es sich um den normalen Zustand, nämlich um verheirathete Frauen handelt, müssen wir sagen, daß ihnen das Stimmrecht zu geben nur zweierlei bedeuten könnte, entweder (was meist der Fall sein würde) ihren Gatten zwei Stimmen zu geben, oder Unfrieden in die Ehe zu bringen. Gemeintlich wird der Fall so stehen, daß, was auch die Differenzen innerhalb der Familie sein mögen, die Frau nach außen unbedingt gegen die Gegner des Mannes Front machen wird, schon weil sie weiß, daß der gemeinsame Ausdruck des Willens beider dem Hause ein ganz anderes Ansehen sichert; sie hat ihre Familie aufgegeben, um der Ausgangspunkt einer neuen zu werden, wie könnte sie geneigt sein diese selbst zu erschüttern? Und wie könnte es die Absicht des Gesetzes sein dürfen, sie dazu bewegen zu wollen? Jedermann, der mit offenem Auge durch die Welt geht, weiß, wie manche Ehe durch Verschiedenheit der religiösen Auffassungen getrübt wird. Das läßt sich nicht ändern, denn in Gewissenssachen soll man Gott mehr gehorchen als den Menschen, aber sollte der Staat unnöthig einen neuen Erisapfel in das eheliche Leben werfen, indem er den Frauen politisches Stimmrecht gibt?

Die Wahrheit zu sagen, liegt die ganze Sphäre der Mill'schen Discussion nicht in dem ehelichen Leben, welches den normalen Zustand des Weibes bildet, obwohl er beständig davon spricht; das Weib, das ihm vor-schwebt, ist vielmehr das unvermählte oder die Wittve und die Lage beider ist allerdings eine ganz andere, für sie haben die Fragen, welche Mill anregt, in der That eine hervorragende Bedeutung.

Es ist statistisch constatirt, daß obwohl durchschnittlich mehr Knaben als Mädchen geboren werden, dies mehr als ausgeglichen wird durch die größere Sterblichkeit des männlichen Geschlechts. Einmal unterliegen Knaben in den ersten Lebensjahren aus ärztlich noch nicht hinreichend aufgeklärten Gründen mehr als Mädchen den Kinderkrankheiten und Seuchen; sie scheinen aus spröderem Stoff gebildet. Sodann erreicht die weibliche Bevölkerung durchschnittlich ein höheres Alter, als die männliche, weil der letzteren alle gefährlicheren Berufsarten zufallen, namentlich See- und Kriegsdienste, wogegen die Todesfälle bei Wochenbetten kaum in Betracht kommen; man erwäge nur, daß die Feldzüge in der Krimm, Italien und Mexiko Frankreich mehr als eine halbe Million rüstiger Männer gekostet haben. Dieser Ueberschuß der weiblichen Bevölkerung ist also zur Ehelosigkeit oder Wittwenschaft verurtheilt und bei der Vertheilung des Reichthums, welche wir überhaupt finden,

ist wiederum der größte Theil dieser Ehelosen genöthigt, sich selbst eine Existenz zu gründen. Hier zu helfen und Hindernisse, die sich in Recht und Sitte noch entgegenstellen, zu beseitigen, ist der Zweck einer berechtigten und hoffnungsvollen Agitation; der Beruf der Familie für die Erziehung der Mädchen scheint sich uns darin zusammenzufassen, daß sie zu Hausfrauen gebildet werden, denn die Ehe bleibt der Normalstand des Weibes. Aber in den zahlreichsten Fällen sind die Eltern nicht in der Lage, die Tochter ruhig auf eine Heirath warten zu lassen, indem sie nur etwa der Mutter bei der Hausarbeit hilft. Die Mädchen sollen sich selbst etwas verdienen, dafür müssen ihnen alle Wege geöffnet werden, die nicht mit den berechtigten Anforderungen der Sitte und Gesundheit in Widerspruch treten. Daß in dieser Beziehung bei uns in Deutschland die Schranken noch bei weitem zu eng gezogen sind, ist oft erörtert worden; aber in Folge der berechtigten Agitation, namentlich der Vereine zur Förderung der Erwerbsthätigkeit des weiblichen Geschlechts beginnt bereits die Besserung und Verwendung weiblicher Arbeiterinnen in anderen Zweigen, als den bisher hauptsächlich gekannten der Diensthöten, Lehrerinnen, Erzieherinnen und Fabrikarbeiterinnen. Eine tüchtige Schule in bürgerlicher Berufsarbeit wird selbst der künftigen Hausfrau nie schaden, vielmehr sie mehr befähigen, ihrem Mann hilfreich zur Seite zu stehen. Der Berufskreis der Frauen wird sich in dieser Beziehung in dem Maße erweitern, als sie die falsche Scham ablegen und vorziehen. sich in Bureau's, als Gehilfinnen im Post- und Telegraphenfach, in Druckereien, als Diaconissinnen, selbst als weibliche Aerzte lieber einen auskömmlichen Unterhalt zu erwerben, als sich bei mühsamer Tapissierarbeit zu Hause abzumühen, um einen kärglichen Lohn zu ernten. Hat nun ein Mädchen oder eine Wittve sich in dieser Weise eine selbständige Lebensstellung geschaffen und fordert sie dann Theilnahme auch an politischen Rechten, so wüßten wir kaum, auf welchen Grund hin ihnen dieselbe verweigert werden sollte. Die durchschlagenden Gründe, welche verbieten, der Ehefrau diesen Antheil am öffentlichen Leben zu gewähren, treffen hier nicht zu. Die Alleinstehende ist wahrscheinlich ebenso selbständig als der Arbeiter oder kleine Gewerbetreibende, wahrscheinlich hat sie einen noch stärkeren Kampf in der Concurrenz auszuhalten; sie zahlt ihre Steuern wie ein Mann, sie hat in manchen Dingen vielleicht mehr Erfahrung als das stärkere Geschlecht, z. B. was Armen- und Erziehungswesen betrifft, sie ist jedenfalls durchschnittlich ebenso gebildet, als Männer, die auf gleicher socialer Stufe stehen. Also wenn solche Mädchen und Wittwen fordern, am öffentlichen Leben Theil zu nehmen, so wissen wir nicht, mit welchem Rechte man sie zurückweisen will. Nur gehört allerdings dazu, daß sie diese Theilnahme wirklich fordern, und es ist bezeichnend, daß gerade solche Frauen, die sich zur gewerblichen Selbst

ständigkeit emporgeschwungen haben, dies bis jetzt wenigstens nur sehr ausnahmsweise gethan haben, während sie die Thätigkeit der Vereine zur Förderung der Erwerbsthätigkeit des weiblichen Geschlechtes mit Freuden begrüßten. Der Ruf nach weiblichem Stimmrecht geht fast überall (mit Ausnahme Mill's) nur von Schriftstellerinnen aus und zwar solchen, deren Leistungen noch nicht als Proben der von unserem Verfasser behaupteten Gleichheit, geschweige der Ueberlegenheit des Weibes auf diesem Gebiete erscheinen.

Wir können unser Urtheil über Mill's Buch dahin zusammenfassen, daß trotz allen Aufwandes von Geist und Scharffinn es seinen eigentlichen Zweck verfehlen muß und nur insofern fördern kann, als seine Widerlegung dazu führt, die Frage in das richtige Licht zu stellen. Mill ignorirt die radicale Verschiedenheit des physischen und deshalb auch des geistigen Organismus von Mann und Weib, er erwartet eine Besserung von einer socialen Gesetzgebung, welche auf eine Revolution hinauslaufen würde. Wir wollen nur die unnatürlichen Schranken beseitigt sehen, welche Recht und Sitte der Entfaltung der weiblichen Thätigkeit entgegenstellen; wir erwarten davon keine plötzliche Befreiung, weil wir die behauptete Sklaverei nicht zugeben, wohl aber eine allmälige Abhilfe für die wirklichen Uebel und den langsamen, aber sicheren Fortschritt, welcher Stein auf Stein fügt und damit hilft, das Gebäude einer besseren Zukunft seiner Vollendung entgegen zu führen.

### Pascal und die Vermittlungstheologie.

Pascal, sein Leben und seine Kämpfe von Dr. J. G. Dreydorff, Pastor der reform. Kirche zu Leipzig. Leipzig. Duncker und Humblot. 1870.

Zunächst als Zeugniß einer frischen vielverheißenden Kraft begrüßen wir dieses Erstlingswerk des Verfassers,\*) das nicht zu günstigerer Stunde an die Doffentlichkeit treten konnte. Eine Monographie über jene interessante und vielbehandelte Episode der Kirchengeschichte, die sich an die Namen Pascal, Port-Royal und Jansenismus knüpft, stellt es sich zugleich mit herausforderndem Muthe mitten in die Kämpfe der Gegenwart. Im frühlichen Bewußtsein der guten Sache, sicher durch das gelehrte Rüstzeug wie durch die Kunst der Waffenführung scheut es nicht zu gleicher Zeit mit

\*) Früher erschien nur eine kleine Schrift: „Das System des Grafen Pico von Mirandula“ Marburg bei Elwert 1858. Die Red.